Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Nach der Arbeit einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6562) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Aufgabe Wiederholung unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens früh 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von vormittags 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon Amt I Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 118. Dresden, Dienstag den 27. Mai 1902. 13. Jahrg.

Die Amerikaner auf den Philippinen.

Neue und haarsträubende Enthüllungen über Grausamkeiten, die auf Kommando von amerikanischen Offizieren auf den Philippinen verübt worden sind, folgen nun, da Präsident Roosevelt strenge Untersuchung der gemeldeten Fälle und Bestrafung der Schuldigen angeordnet hat. Schlag auf Schlag. Das Vorgehen des Präsidenten scheint wissenden Offizieren und Mannschaften die Zunge gelöst zu haben. Einige der Mitteilungen dieser Leute enthielten Näheres über die verschiedenen Formen der so berüchtigten „Wasserkuren" und auch andere Züge der amerikanischen Kriegführung.

Die ersten Mitteilungen über die Anwendung der grausamen „Wasserkur" kommen von dem Sergeanten Charles S. Riley vom 28. Freiwilligen-Regiment und wurden bereits im März 1901 von dem in Northampton, Mass., erscheinenden Herald veröffentlicht. In diesem Schreiben wurde geschildert, wie die „Wasserkur" an dem Präsidenten von Igbaras, auf Panay, am 25. November angewendet wurde, weil sich dieser Beamte weigerte, Mitteilungen über die Stellung der Insurgenten in der Umgebung von Igbaras zu machen. Eine verstärkte Form derselben Tortur wurde angewendet, als der Beamte auch nach der ersten Folter noch hartnäckig blieb. Das Schreiben Rileys war an die Mutter des Schreibers gerichtet und natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Die Veröffentlichung erregte so großes Aufsehen, daß sich das Kriegs-Departement zu Washington gedrungen fühlte, eine Untersuchung anzuordnen. Ein Auszug aus dem Schreiben sei hier wiedergegeben:

„Bei Guimbal stießen vierzig Mann von Gordons Spähern zu uns, alle gut beritten, und wir fingen nun an, Gefahr zu wittern. Als wir bei Tagesanbruch in Igbaras eintrafen, fanden wir alles friedlich, doch bald entdeckten wir, daß wir thatsächlich auf einem Vulkan standen. Der Präsident, der Ortspfarrer und noch ein anderer hervorragender Bürger wurden herbeigeholt und ausgefragt. Der Präsident gab auf die an ihn gestellten Fragen ausweichende Antworten und war dann bald geknebelt, worauf an ihm die „Wasserkur" vorgenommen wurde. Er wurde unter das Spundloch eines Wasserbehälters auf den Rücken geworfen und das Wasser in seinen Mund laufen gelassen, während ein Soldat auf dem Bauch des Mannes kniete, so daß derselbe nicht ausweichen konnte. Dieses Verfahren erwies sich als ein Zungenlöser; der verschlagene alte Kerl flehte bald um Gnade und machte dann ein volles Geständnis .... Der Präsident wurde um weitere Informationen angegangen und mußte die „Wasserkur" nochmals durchmachen, ehe er mit dem Gewünschten herausrückte. Bei dem zweiten Verfahren wurde Salz in das Wasser gegeben, um die „Kur" wirksamer zu machen."

Eine andere sensationelle Mitteilung über die wirklichen Zustände auf den Philippinen kam von dem Major Cornelius Gardener, Zivilgouverneur der Provinz Tayabas. Diese Mitteilung wurde vom Kriegsminister Root unterdrückt und erst kürzlich durch einen Ausschuß des Bundessenats bekannt gemacht. Es wurden darin Beschuldigungen erhoben, daß auf Befehl von amerikanischen Offizieren eingeborene Nichtkombattanten auf den Philippinen gefoltert und ihre Heimstätten böswillig zerstört wurden.

Während diese Enthüllungen nicht verfehlten, in Regierungskreisen peinliches Aufsehen zu erregen, waren es doch erst die Ergebnisse des Prozeßverfahrens gegen den Major Waller von der Bundesarmee, die den Präsidenten Roosevelt veranlaßten, eine Untersuchung und strenge Bestrafung der Schuldigen anzuordnen.

Major Waller hatte sich vor einem Kriegsgericht gegen die Beschuldigung zu verantworten, daß er Eingeborene von Samar ohne ein vorhergegangenes Prozeßverfahren habe hinrichten lassen. Major Waller, ein Offizier des Marine-Korps, unternahm im Dezember 1901 mit einem Detachement von 50 Mann Truppen einen Streifzug ins Innere von Samar. Dieses Unternehmen gestaltete sich zu einem ungemein schwierigen. Zehn Leute erlagen während des Marsches dem Hunger, andere kamen ob der Erschöpfung und den Entbehrungen, mit denen sie zu kämpfen hatten, um ihren Verstand. Zu seiner Verteidigung sagte Waller, daß die auf seinen Befehl hin getöteten Eingeborenen alle Nahrungsmittel bei Seite gebracht hätten, um sie den amerikanischen Truppen zu entziehen. Er gab ferner an, daß der General Jakob G. Smith, der Oberkommandierende auf Samar, ihm gesagt habe, je mehr dieser Eingeborenen er werde töten lassen, desto mehr würde er befriedigt sein, und daß er **„alles über 10 Jahre alt"** töten lassen sollte. Kapitän Porter und zwei andere Offiziere des Marinekorps bestätigten diese Aussagen des Majors Waller. General Smith bestritt, daß er dem Major eine derartige Anweisung gegeben habe, doch wurde festgestellt, daß er die nachstehende Order erlassen hatte: „Jeder Eingeborene, ob in Waffen oder nicht, ob in Pueblos oder in Barrios wohnend, ist als Feind zu behandeln bis er überzeugend nachgewiesen, daß er ein Freund ist." In derselben Order werden die Offiziere angewiesen, in der schärfsten Weise vorzugehen, auf daß unter den Eingeborenen ein brennendes Verlangen nach Frieden geweckt werde.

Major Waller wird auch beschuldigt, eine Tortur unter den Eingeborenen angewendet zu haben, die als „progressives Verwunden" bekannt ist. Der dieser Tortur ausgesetzte Mensch wird an einen Baum gebunden und täglich ein- oder zweimal durch einen Schuß verwundet, wobei streng darauf geachtet wird, daß der arme Teufel nicht durch einen Schuß getötet wird. Und nun zu der furchtbaren „Wasserkur". Sie ist eine teuflische Erfindung der Spanier, die bekanntlich Experten in Sachen von Torturen waren. Die Macabeben, jener Stamm von Philippinos, der es in diesem Kriege mit Amerika gehalten hat, haben die Wasserkur den Spaniern abgelernt, und von den Macabeben lernten Onkel Sams eigene Truppen auf den Philippinen das Entsetzliche. Es giebt mehrere Formen von „Wasserkuren". Bei der einen liegt das Opfer auf dem Rücken; der Mund ist ihm aufgerissen worden und wird durch zwischen den Zähnen eingetriebene Holzkeile geöffnet gehalten. Mit einer großen mit Wasser gefüllten Spritze in den Händen kniet der mit Vollziehung der Tortur beauftragte Soldat auf dem Unterleib des armen Teufels am Boden und spritzt ihm das Wasser in den Mund. Das Wasser gelangt in den Magen und die Tortur wird fortgesetzt, bis der Magen enorm geschwollen ist. Bleibt der Gefolterte dann noch hartnäckig und weigert sich noch immer, Mitteilungen zu machen, dann wird der Magen durch Druck entleert, die Operation von neuem begonnen und fortgesetzt, bis der Mann nachgiebt.

Von einer noch fürchterlicheren Wasserkur berichtet der Soldat John P. Menahon vom 35. Freiwilligen-Regiment. Menahon hat zu Protokoll gegeben, daß er und andere Soldaten die zur Wasserkur verurteilten Eingeborenen unter Wasser hielt, bis dieses aufhörte, Blasen zu werfen, die Leute dann hochzogen, sie wieder zu sich kommen ließen, sie dann wieder untertauchten, und so fort, bis ihnen Nachgiebigkeit beigebracht war.

Auf die Enthüllungen des Sergeanten Riley ist bereits hingewiesen worden. Kürzlich hat nun der Sergeant L. Davis von demselben Regiment vor dem schon erwähnten Komitee des Bundessenats andere Einzelheiten über die Maßregelung des Präsidenten von Igbaras zu Protokoll gegeben. Davis erklärt, daß Major Glenn, Leutnant Conger und Militärarzt Lyon Augenzeugen des grausamen Verfahrens gewesen sind. Der Präsident habe während der Folter entsetzlich geschrien und seine Augen seien blutunterlaufen gewesen.

Das vom Präsidenten Roosevelt angeordnete Kriegsgericht wird sich auch mit der Frage zu beschäftigen haben, ob die Offiziere dergleichen Grausamkeiten an ihren eigenen Leuten verübt haben. Das Kriegs-Departement zu Washington gesteht zu, daß der Gemeine Eduard E Richter (ein Deutscher) vom 28. Infanterie-Regiment am letzten 7. Februar zu Desmarinas, Cavita, getötet wurde. Sein Leutnant, St. Clair, wird beschuldigt, den Mann mittels der „Wasserkur" zu Tode gefoltert zu haben. In einem Bulletin des Kriegs-Departements zu Washington hieß es einfach: „Geknebelt von St. Clair; starb bald nachher."

Zum Schluß seien noch einige andere Briefe von amerikanischen Soldaten an ihre Angehörigen über die Grausamkeiten auf den Philippinen wiedergegeben:

Von Michael Snee, Kompagnie M, 9. Regiment.

„Sobald wir Samar erreichten, wurden wir in die Berge hinausgeschickt, welche das Nest umgeben, um die in denselben sich herumtreibenden Insurgenten einzufangen. Unsere Befehle waren klar und strikt. Alle, die in den Bergen angetroffen wurden, Männer, Frauen und Kinder, sollten abgemurkst werden. „Schießt alle Hunde und Schweine nieder," lautete die Order, und wir wurden nicht einmal instruiert, die Kinder zu schonen. Wir hatten den Befehl, alle Informationen zu erlangen. Wenigstens zwanzig Philippinos habe ich mit eigenen Augen unter der „Wasserkur" gesehen. Das Verfahren war ein strenges. Weigerte ein Gefangener sich, die gewünschten Mitteilungen zu machen, dann wurden ihm die Arme auf dem Rücken zusammengebunden, der Mann dann zu Boden geworfen, ihm der Hals einer zerbrochenen Flasche in den Mund forciert und durch diesen das Wasser ihm eingetrichtert. Zwei oder drei Eimer Wasser wurden ihm auf diese Weise eingegeben, bis sein Unterleib zu zwei oder dreimal des normalen Umfangs angeschwollen war. Das Opfer wurde dann auf dem Boden herumgerollt, bis der Magen sich wieder entleert hatte, worauf das Verfahren von neuem begonnen wurde. Strauchte das Opfer sich, dann wurde ihm mittels des abgebrochenen Endes der Flasche Mund und Rachen zerfleischt. War die „Wasserkur" vorüber, wurde das Opfer erschossen und, wenn die Exekution in den Bergen stattfand, dann wurde die Leiche an Ort und Stelle liegen gelassen und hungrigen Hunden zum Fraß überlassen.

Eine dieser Exekutionen steht noch lebhaft in meiner Erinnerung. Es war eine mondhelle Nacht des letzten November, als wir auszogen, um einen des Mordes beschuldigten Eingeborenen aufzustöbern und einzubringen. Wir fanden den Kerl in Gesellschaft von sieben alten Eingeborenen in einer Hütte. Die Alten waren harmlos und in der ganzen Bande wurden außer zwei Bolos keine Waffen vorgefunden. Widerstand wurde uns nicht geleistet, doch weigerten die Leute sich, uns irgend welche Mitteilungen zu machen. Ein eingeborener Polizist band die sieben dann in eine Reihe zusammen. Ein Loch wurde hinter der Reihe gegraben und die Leute dann niedergeknallt. Die Leichen wurden in dem offenen Loch gelassen und der Mörder dann nach unserem Lager abgeführt."

Von Korporal Richard O'Brien, Kompagnie M, 26. Regiment.

„Es war am 27. Dezember, meinem Geburtstag, und ich werde die damals geschauten Szenen nie vergessen. Als wir uns der Ort-

---

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassirer.

(23. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

XVIII.

Jos ging die Straße hinunter, vor sich hinsprechend: „Du kleine Schlange."

Er fühlte sich wie betäubt, und es dauerte wenigstens fünf Minuten, ehe er sich vergegenwärtigen konnte, was eigentlich geschehen war. „Du kleine Schlange!" entfuhr es dem Gehege seiner Zähne. Dann brach er in dasselbe Lachen aus, das jetzt vor vier Wochen am Nelson-Denkmal am Trafalgar-Square die Schläfer aufgeschreckt und an den Säulen der National-Galerie einen Widerhall gefunden hatte, ein Lachen, das keine Spur von Fröhlichkeit oder guter Laune in sich hat, sondern jene Bitterkeit und Verachtung, die ungerechter Behandlung entspringen.

Auf einmal erinnerte er sich Pollys letzter Worte: „Ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann, der sein geregeltes Einkommen hat."

Er blieb stehen, denn die Eifersucht hatte sich seiner bemächtigt. Bis heute abend hatte er auf Polly zu sehr vertraut, als daß er eifersüchtig geworden wäre. Wenn er sie von ihrem Klassenleiter sprechen hörte, hatte er wohl manchmal gedacht: „Ich wünschte, ich könnte auch in der Minze arbeiten, wo's ja auch in stillen Zeiten regelmäßig Geld giebt." Aber daß Polly ihn hintergehen würde, war ihm nie in den Sinn gekommen, denn er hatte sie stets als ein höheres Wesen angesehen, als ein Wesen, das weder eine Lüge sagen, noch ein Versprechen brechen könnte; und hierzu kam noch, daß ihre letzten Worte zu ihm gelautet hatten: „Es wird ja noch alles gut werden, Jos," und diese Worte hatte er sich immer und immer wieder in den trüben Tagen und Wochen wiederholt, in denen er keine Arbeit finden konnte. Diese Worte hatten ihn auf den Trafalgar-Square, in das Arbeitshaus und auch in das Gefängnis begleitet. Wenn er sie sich wiederholte, war es ihm so, als sähe er das schöne blonde Haar, die zierliche Gestalt und das bescheidene Gesicht des schönen Methodistenmädchens und höre sie sagen: „Ich werde nur Dich oder niemals heiraten." Dann hatte er in seinen Gedanken ein Bild von Tagen heraufbeschworen, die ganz bestimmt später einmal kommen mußten, eine Zeit, in der er beständige Arbeit und guten Lohn dafür haben würde.

„Das muß ein Irrtum sein," sagte er zu sich. Aber hatte sie ihm nicht deutlich genug erklärt: „Ich will Dich nicht heiraten, Joseph Coney; ich heirate einen gottesfürchtigen jungen Mann mit einem geregelten Einkommen."

Abermals lachte er und stampfte heftig mit dem Fuße auf. Er hätte eigentlich wissen können, daß sie ihm so hintergehen würde. Warum ließ er sie auch so ganz allein ihren Weg gehen? Er hätte ganz gut wissen können, daß ihre Mutter ihn nicht leiden mochte, und daß auf ein solch hübsches Mädchen wohl ein halb Dutzend Männer warten mußten. Warum hatte er diesen Briefen getraut? Hätte er sie damals, als er seinen Anzug vom Pfandleiher geholt hatte, besucht, dann wäre es doch wohl anders gekommen.

Die Vorübergehenden beachteten ihn nicht. Wenn man stehen bleiben wollte, um über das blasse Gesicht oder den starren Blick irgend jemandes, der, einer Bildsäule gleich, unbeweglich auf der Straße steht, sich Vermutungen hinzugeben, dann würde man nicht die Zeit finden, sich um sein eigenes Geschäft zu kümmern. Dicht neben ihm wurde ein Leierkasten. In der Ferne ließ ein Trommelschlag vernehmen; er aber hörte ihn nicht. In seinen Gedanken versunken stand er da, während Hunderte von Leuten an ihm vorüber gingen.

Hätte er Polly nicht so viel Vertrauen geschenkt, sagte er sich, wäre alles ganz anders gekommen. Aber sie schien ihm eben nicht so wie andere Weiber zu sein. In seinen Gedanken hatte er sie stets mit Erinnerungen an seiner Heimat verbunden, insbesondere mit seiner Mutter, seiner einzigen Verwandten, die bereits sechs Fuß unter der Erde lag. Und jetzt hatte sie ihn hintergangen, weil er — arbeitslos war, sie hatte sie ihn verlassen für einen Mann, der sein geregeltes Einkommen hatte.

Er betrachtete sich seinen zerrissenen Anzug und seine alten durchlöcherten Stiefel. Polly hatte sich vor ihm geekelt und war vor ihm bis an den äußersten Rand des Trottoirs zurückgewichen. Nun wohl, er sah ja wie ein Landstreicher aus, daran war gar kein Zweifel; aber es war doch nicht seine Schuld. Seitdem er damals in einem guten Anzuge mit zwei Koffern zu Mrs. Elwin gekommen war, hatte er sich unablässig bemüht, Arbeit in seinem Gewerbe zu finden. Wenn aber sogar Zimmermeister wie Reeson ins Arbeitshaus gehen mußten, was blieb ihm dann übrig? War er doch nur ein Dorf-Handwerker.

Auf einmal war es ihm, als sei er Polly in ihrem Zimmer, in dem er sie zum erstenmal gesehen hatte, über ihre Arbeit gebeugt sitzen sähe. Dort hatten sie manch glücklichen Tag zusammen verbracht, und von dem kleinen Hause, das sie in Hackney mieten wollten und in das Hallen der Schlächterburiche kommen sollte, geplaudert. Jetzt würde er sie nie mehr wiedersehen; sie hatte ihn betrogen; jetzt hat gewiß jener William Ford bei ihr; jetzt wird dieser Kerl sie küssen; dieser Kerl —

Er ging weiter und schlug den Weg nach der Wohnung des „Klassenleiters" ein; er hatte nicht übel Lust, dem gottesfürchtigen jungen Mann das Genick zu brechen, um wenigstens etwas zu thun.

Aber sein Körper war zu sehr geschwächt, und er selbst fühlte sich auch zu unwohl, als daß solch leidenschaftlicher Eifer bei ihm festen Fuß fassen konnte. Er blieb wieder stehen, lachte und murmelte vor sich hin: „Die kleine Schlange."

Dann sah er sich nach einer „Destille" um, denn er fühlte, daß er etwas „Gefügiges" zu sich nehmen müsse. Er wußte, daß der Schnaps seinen Körper neu beleben und sein Bewußtsein ertöten würde. „Und schließlich," sagte er sich, „bin ich ja doch am meisten zu tadeln. Warum hab' ich der kleinen Schlange so sehr vertraut?"

Mit diesen Worten, die er vor sich hin sprach, stieß er die Thür eines Schnapsladens auf und trat auf den Schenktisch zu, an dem wohl ein halb Dutzend Männer und Frauen stehen mochten. „Sie wünschen, mein Herr?" fragte das Büffettfräulein.

Er fuhr mit der Hand in die Tasche, zog sie aber ganz verdutzt wieder heraus und verließ das Lokal. Drinnen hörte er die Sticheleien der Männer und das Gelächter der